Neues aus

Natur- und Heilkunde

Ursprung der Krankheiten.

Von Dr. W. Wolff.

Als charakteristische Merkmale menschlicher Kultur müssen wir auch die Krankheiten eingruppieren; vielleicht tun wir recht, sie als negative Werte zu registrieren, obschon auch hier nicht immer die tieferen Zusammenhänge des organischen Geschehens leicht zu übersehen sind. An ihrer Existenz ist nun aber, wie man sich die erste Entstehung der Krankheiten auch denken mag, nicht zu zweifeln. Wir berühren damit das Rätsel nach der Entstehung des Lebens selbst, das auch heute noch ungelöst ist, das Problem der Urzeugung, das kein Geringere als Rudolf Virchow mit seinem klassisch gewordenen Satz „Omnis cellula e cellula" aus dem Bereich biologisch-naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise verbannt hat. Ueber den Ursprung des Lebens hat neuerdings Hans Driesch in seinem inhaltsreichen Werk „Philosophie des Organischen", das eben in zweiter Auflage erschienen ist (Wilhelm Engelmann, Leipzig 1921), vom Standpunkt des experimentellen Naturwissenschaftlers, der sich zum Naturphilosophen entwickelt hat, eine allgemeiner begründete Auseinandersetzung und Formulierung gegeben.

Die Entstehung der Kleinlebewesen (Bakterien, Protozoen) als Krankheitserreger hat die Frage nach der Entstehung der Krankheiten in ein neues Licht gerückt. So einfach, wie man sich im Anschluß an die Entdeckungen Robert Kochs und seiner Schule die Krankheitsentstehung vorstellte, die man lediglich von der Anwesenheit der Bakterien abhängig dachte, liegen die Verhältnisse nicht. Man hat heute wieder einsehen müssen, daß Tuberkulose nicht nur dann entsteht, wenn Tuberkelbazillen vorhanden sind und in den Körper eindringen. Durchaus nicht alle Menschen, die nachgewiesenermaßen Tuberkelbazillen aufgenommen haben, werden tuberkulös. Diese Keime sind überall so ungeheuer verbreitet, besonders in den großen Industrie- und Verkehrszentren, daß, hinge die Krankheit lediglich von ihrer Gegenwart ab, alle Menschen dort an Tuberkulose erkrankt sein müßten.

Die Krankheitsbedingungen sind mannigfach; eine einzige Ursache für ihre Entstehung gibt es kaum. Bedeutende Theoretiker der wissenschaftlichen Medizin (Verworn, Martius, Hansemann, Ribbert, Friedrich Müller u. a.) haben in jüngster Zeit den Ursachenbegriff in der Medizin vielfach erörtert und sind damit bereits den einseitigen Anschauungen der schematisierenden Anhänger rein bakteriologischer Fragestellung entgegengetreten. Die Frage nach der Entstehung der ansteckenden Krankheiten ist damit nur eine Unterfrage des umfassenderen Problems nach den Krankheitsbedingungen im allgemeinen geworden.

Für die Sozialhygiene, die berufen scheint, die Ergebnisse der experimentellen Medizin nach der volkswirtschaftlich-soziologischen Seite zu erweitern, die Experimente der Laboratoriumshygiene in praktischen Fürsorgeeinrichtungen zur Anwendung bringen und so mit den Forderungen des täglichen Lebens in Beziehung zu setzen, ist diese Erkenntnis von besonderer Wichtigkeit geworden. Ihr verdanken wir es, daß wir nicht mehr als Ziel einer praktischen Seuchenbekämpfung lediglich die Ausrottung der Bazillen sehen, eine biologisch unlösbare Aufgabe, wenn man im Weltganzen den parasitären Mikroorganismen eine ebensolche Daseinsberechtigung zuerkennt wie ihren Wirtstieren. Vom Standpunkt der allgemeinen Hygiene erscheint es vielmehr richtig, den Menschen Daseinsbedingungen zu schaffen, die sie im Kampf mit allen von außen auf sie einstürmenden Schädlingen festigen und damit auch resistent gegenüber den pathogenen Mikroorganismen machen. Auch hier gibt es Grenzen. Auch der kräftigste Mann kann von Gift der Diphtheriebazillen hingerafft werden, der Wirkung der Tollwut oder der schwarzen Pocken erliegen. Darum sollen die Ergebnisse der experimentellen Medizin keineswegs vernachlässigt, vielmehr in den Dienst der allgemeinen sozialhygienischen Maßnahmen ebenfalls eingestellt werden.

Das bedeutet Prophylaxe im weitesten Umfang, auch durch möglichstes Ausschalten aller als Krankheitsbedingungen erkannten Schädlichkeiten des sozialen Lebens. Wieder bietet hier die Tuberkulosebekämpfung ein wichtiges Beispiel. Man hat es heute längst aufgegeben die Tuberkelbazillen totzuschlagen; gegen diese mikrobiologische Lebewelt versagen meist unsere Mittel. Um so mehr müssen bei der Tuberkulosebekämpfung die sozialhygienischen Maßnahmen eingreifen, d. h. die Vorsorge ausreichender Ernährung für alle Bevölkerungsschichten, die Beseitigung der Berufsgefahren, wie Staubeinatmung, Wirkung giftiger Gase und dergleichen, und vor allem die Bereitstellung luftiger, sonniger, geräumiger Wohnungen für die großen Massen der Bevölkerung.

Auch die Entstehung der anderen Infektionskrankheiten ist nicht von der Gegenwart der Bazillen allein abhängig. Nicht überall liegen die Verhältnisse so klar wie bei der Tuberkulose. Aber auch Diphtherie und Typhus, Ruhr und Cholera sind nicht etwa ausschließlich Funktionen der betreffenden Mikroorganismen, sondern mindestens auch von der verschiedenen Empfänglichkeit des Wirts, der sogenannten Konstitution und Krankheitsdisposition, abhängig. Nur dadurch wird es erklärlich, daß bei der gleichen Epidemie ganz verschiedenartige Krankheitsbilder entstehen; Wirkung der Parasiten und Gegenwirkung der Parasitenträger wechseln von Fall zu Fall. Natürlich spielt auch die Virulenz der Bakterien, d. h. ihre verschiedene Giftigkeit in den einzelnen Epidemiewellen, eine Rolle. Schwankungen in der Schwere verschiedener Epidemien der gleichen Krankheit finden dadurch eine ausreichende Erklärung.

So viel scheint jedenfalls heute wieder klar, daß trotz der großen Bedeutung, die der batteriologischen Forschung für die Aufklärung der Infektionskrankheiten zukommt, die Bazillen allein die Krankheit nicht bedingen. Erinnert sei hier auch an das Beispiel der Lepra, des Aussatzes als einer Infektionskrankheit, die an ganz bestimmte Landstriche gebunden ist. In Deutschland kommt die Krankheit nur noch ganz vereinzelt in einigen Gegenden Ost- und Westpreußens vor; häufiger in Skandinavien und Rußland; viel häufiger ist die Lepra noch jetzt in den meisten Ländern Asiens, Afrikas und Südamerikas, gewöhnlich aber auch hier an bestimmte Bezirke gebunden. Bei dieser Infektionskrankheit, die oft einen ganz schleppenden Verlauf nimmt, ist es besonders auffällig, daß nicht die Bazillen allein die Krankheitsursache darstellen, sondern andere Momente hinzutreten müssen, um das charakteristische Krankheitsbild zu veranlassen. Sonst wäre es überhaupt nicht zu erklären, warum oft erst nach vielen Jahren die Erkrankung zum Ausbruch kommt und warum die Krankheitsherde an bestimmte Landstriche gebunden zu sein scheinen. Auch hier liegt also ein biologisches Rätsel des Epidemieverlaufs ansteckender Krankheiten vor.

* * *

Der gesundheitliche Wert der Fleischbrühe.

Ueber den gesundheitlichen Wert der Fleischbrühe, wie auch der Fleischextrakte, Bouillonwürfel und ähnlicher Erzeugnisse der Küche und der chemischen Fabrik, herrscht noch immer bedauerliche Unkenntnis. In der Regel glaubt man — und die Fabrikanten von Präparaten zur Herstellung sogenannter kräftiger Fleischbrühen unterstützen begreiflicherweise solchen Glauben —, daß solche Flüssigkeiten bedeutenden Nährwert besitzen, ja, daß sie sogar die ganze Kraft des Fleisches sozusagen in konzentrierter Form darstellen. Das ist aber eine grobe Täuschung.

Zunächst: Fleischextrakt ist nichts anderes als zur Honigdicke eingedampfte Fleischbrühe. Fleischextrakt — und handele es sich dabei um Produkte der berühmtesten Firmen und um beste „Friedensware" — enthält demnach lediglich jene Bestandteile des Fleisches, die in heißem Wasser löslich sind. Und das ist nicht viel „Nahrhaftes" im richtigen Wortsinn.

Zum ersten Male wurde Fleischextrakt in zweckentsprechender Weise im Jahre 1821 von dem französischen Chemiker Proust hergestellt. Später war es der berühmte deutsche Chemiker Justus von Liebig, der sich um Empfehlung und Einführung des Fleischextraktes erfolgreich bemühte. In fast allen Haushaltungen waren vor dem Kriege die weißen Töpfchen „echten" Liebigschen Fleischextraktes zu finden.

Aus 2 Pfund reinen Muskelfleisches werden bei fabrikmäßiger Herstellung etwa 1 Unze, also 3.1 Prozent käufliches Extrakt gewonnen. Dieses Extrakt ist nun aber keineswegs etwa reine Nährsubstanz, sondern besteht seinerseits durchschnittlich aus 19 Prozent Wasser, 58 Prozent organischen Stoffen und 23% Mineralbestandteilen (Nährsalzen). Unter den 58 Prozent organischen Stoffen sind nur 8 Prozent Stickstoff. Ein halber Teelöffel Fleischextrakt enthält an löslichen Eiweißstoffen, in denen der Nährwert liegen soll, etwa 1/16 Unze.

Schon hieraus geht klar hervor, Fleischbrühe, sowohl aus fertig käuflichem Fleischextrakt hergestellt, wie auch durch Auskochen von bestem Fleisch in der Küche selbst zubereitetes, ist als eigentliches Nahrungsmittel nicht anzusprechen. Der Mensch, der sich lediglich mit Fleischbrühen wochenlang ernähren wollte, und sei es die allerbeste Hühner-, Tauben- oder Mastochsenfleischbrühe, würde dabei elendiglich verhungern. Damit soll nicht gesagt werden, daß diese von so vielen gesunden und kranken Menschen willkommen geheißenen Sachen völlig wertlos sind; nur beruht ihr Wert nicht auf einem wesentlichen Gehalt an Nährstoffen, sondern in ihrer Eigenschaft als Genußmittel. Nicht ihre Nähr-, sondern ihre „Gewürz"stoffe sind es, die sie für Gesunde und Kranke angenehm machen und sie sind es auch, die den Arzt veranlassen, sie in gewissen Fällen als diätisch wertvoll zu verordnen und zu empfehlen.

* * *

Bienenfeinde.

Der Specht ist ein großer Bienenfeind. Zwar zeigt er sich nur auf Bienenständen, die in der Nähe des Waldes liegen, richtet dort aber um so größeren Schaden an. Aehnlich wie die Meise klopft er, natürlich stärker, an den Bienenstock, bis durch das Geräusch gestört eine Biene nach der andren zum Flugloch herauskommt, die er dann als willkommenen Leckerbissen verspeist. In die Strohkörbe hackt er sogar Löcher mit seinem Schnabel, wenn sie nicht mit Stroh umhüllt sind, und holt sich durch dieselben eine Biene nach der andren heraus. Die Maus ist den Bienen nur im Winter gefährlich, im Sommer dagegen verirrt sie sich nicht so leicht in einen Bienenstock. Wenn im Herbst die kühlen Nächte eintreten, und die Mäuse Schutz vor der Kälte in den Gebäuden suchen, dann muß der Bienenzüchter Mäusefallen im Bienenhause aufstellen oder vergifteten Weizen streuen, um sich der bienenfeindlichen Mäuse zu entledigen. Die Fluglöcher müssen im Winter so enge gemacht werden, daß keine Maus hindurch kann; sind sie aber einmal in dem Bienenstocke, so nagen sie an den Honig- und Wachstafeln und stören die Bienen in ihrer Winterruhe; richten sogar ihr Nest im Stocke, und man findet im Frühjahr anstatt des lebenden Bienenvolkes eine zahlreiche Mäusefamilie. Die Wachsmotte ist eines der bienenfeindlichsten Insekten, das durch seine Larven bedeutenden Schaden anrichten kann. Vom zeitigsten Frühjahr bis spät in den Herbst hinein sieht man des Abends in der Dämmerung die Wachsmotten um die Fluglöcher schwirren. Sie setzen ihre kleinen, runden blaßgelben Eier in die Wachszellen, in das Gebäuse und in die Schlupfwinkel in und an dem Stocke ab. Die aus den Eiern entstehenden Maden fressen sich sehr bald in die Wachswand der Zelle ein und schützen sich in ihrem filzigen Gespinnst gegen die Angriffe der Bienen. Bei schwachen Völkern, die sich dieser lästigen Gäste nicht erwehren können, ist das Zerstörungswerk in kurzer Zeit vollendet und der ganze Wabenbau vernichtet. Sobald dann die Bienen merken, daß sie über dieses Ungeziefer nicht mehr Herr werden können und man ihnen nicht zu Hilfe kommt, verlassen sie ihre verwüstete Wohnung und ziehen als sogenannte Mottenschwärme aus, um sich bei anderen Stöcken einzubetteln. Wegfangen dieser Schädlinge durch eine in der Nähe der Stöcke aufgestellte Schüssel Oel mit darin schwimmendem brennenden Docht ist das beste Mittel.

* * *

Das gesunde Hungern.

Ein Geheimnis zur Erhaltung dauernder Gesundheit will ein englischer Arzt Dr. Leonard Williams entdeckt haben, der darüber in der Fachzeitschrift „Lancet" berichtet. Er hat an sich selbst und an zahlreichen Patienten beobachtet, daß eine kurze Fastenzeit den Körper gegen allerlei Krankheiten stärkt und den Menschen jugendlich, frisch und elastisch erhält. Williams verordnet ein dreitägiges Fasten, bei dem überhaupt keine Nahrung genommen wird, sondern nur der Genuß von Wasser erlaubt ist. Diejenigen, die sich dieser Kur unterwerfen, fühlen sich den ersten Tag ganz wohl, am zweiten tritt der Hunger stark auf, und der Patient kommt sich als „Märtyrer" vor. Am dritten Tage ist das Hungergefühl schwächer, u. es tritt Kraft und Elastizität auf. Diese Empfindung einer Verjüngung und einer Zunahme der Lebensenergien hält an, und so ist die Hungerkur von dauerndem Vorteil.

— Problem. Der Zahnarzt mußte mitten in der Nacht aufstehen und das schöne, warme Bett verlassen, um sein brüllendes Jüngstes zu schaukeln.

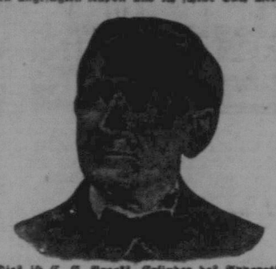
„Nun möchte ich bloß wissen," brummte er, „macht der Mensch mehr Radau, wenn er Zähne kriegt, oder wenn er sie verliert?"

Tragt kein Bruchband

Nach dreißigjähriger Erfahrung habe ich für Männer, Frauen oder Kinder einen Apparat hergestellt, welcher einen Bruch heilt.

Ich schicke ihn zur Probe.

Wenn Ihr fast alles andere versucht habt, kommt zu mir. Wo andere fehlschlagen, habe ich meinen größten Erfolg. Schickt heute den unten angefügten Kupon und ich schicke Euch mein



Dies ist C. E. Brooks, Erfinder des Apparats, der sich selbst kurierte und seit mehr als 30 Jahren andere kuriert. Wenn Ihr bruchleidend seid, schreibt ihm heute.

Buch über Brüche und ihre Heilung frei, welches Euch meinen Apparat, Preise und Namen vieler Leute, welche ihn probierten und geheilt wurden, zeigt. Er gibt augenblickliche Linderung, wenn alle anderen fehlschlagen. Beschädigt gebrauche keine Salben, Bandagen oder Lügen.

Ich sende ihn Euch auf Probe, um zu beweisen, daß ich die Wahrheit sage. Ihr seid der Richter, und wenn Ihr einmal mein Illustriertes Buch gesehen und gelesen habt, werdet Ihr ebenso entzückt wie hunderte meiner Patienten sein, deren Briefe Ihr auch lesen könnt. Füllt untenstehenden freien Kupon aus und schickt ihn heute. Es wird sich für Euch bezahlen, ob Ihr meinen Apparat probiert oder nicht.

Freier Informations-Kupon.
Brooks Appliance Company,
442 B State St., Marshall, Mich.

Bitte senden Sie mir per Post in einfachem Umschlag Ihr illustriertes Buch und volle Auskunft über Ihren Apparat für die Heilung von Bruch.

Name .....

Adresse .....

Stadt ..... Provinz .....

Monarchie und Monarchisten

Von Dr. Frhr. v. Schoenaich, Generalmajor a. D., in der Voss. Ztg.

Der Brief des früheren Kronprinzen an den Professor Zorn wird durch die Betrachtungen, die die Parteipresse daran knüpft, voraussichtlich gerade das Gegenteil von dem erreichen, was er bezweckt hat. Er wird die Gemüter noch mehr aufpeitschen, statt sie zu beruhigen.

Darum soll auch einmal die leidenschaftslose Betrachtung versucht werden. Der Kronprinz sagt sehr richtig, der Monarch ist des Volkes wegen da und nicht umgekehrt. Nun hat es zu allen Zeiten der Geschichte Monarchien gegeben, die gut, und Monarchien, die schlecht regiert waren, und ebenso Republiken, die gut und schlecht regiert waren. Die Frage, ob Republik oder Monarchie, allein tut es also nicht.

Außer dem rein Materiellen spielt allerlei Unwägbares eine Reihe, zum Beispiel das Glanz- und Ruhmbedürfnis und das Freiheitsgefühl. Diesen Dingen wird die Verfassung Rechnung tragen müssen, wenn sie das Wohlbehagen des Volkes sichern soll. Sie hängen damit zusammen, welchen Anteil das Volk an den Regierungsgeschäften durch das Wahlrecht hat oder, was viel wesentlicher ist, zu haben glaubt.

Die verschiedenen Abstufungen des Wahlrechtes innerhalb einer Verfassung müssen also dem Seelenzustand des Volkes angepaßt sein. Seelenzustände sind dem Wechsel unterworfen. Sie waren zu Zeiten der alten Postkutschen anders als in Zeiten, wo der Telegraph bis in jedes Dorf reicht. Sie sind auch bei den einzelnen Völkern verschieden. Der Franzose hat mehr Ruhmbedürfnis als der Deutsche, der Deutsche mehr Freiheitsbedürfnis als der Slawe.

Die Verfassung, die wir in Deutschland vor dem Kriege hatten, hat das Ruhm- und Glanzbedürfnis des Volkes reichlich befriedigt, die materiellen Bedürfnisse hat sie besser befriedigt als irgendeine andere Verfassung irgendeines anderen Staates. Völlig versagt hat sie in dem Freiheitsbedürfnis. Sie war stecken geblieben in den Erbuntertänigkeitsverhältnissen des 18. Jahrhunderts; vielleicht in Wirklichkeit nicht so sehr, wie es den Anschein hatte. Der Glaube spielt aber eine viel größere Rolle, als unsere Regierenden erkannten. Und dieses Mißachten seelischer Momente fiel in eine Zeit, in der die Entwicklung der modernen Großindustrie die Volksmasse in den Tiefen aufrührte.

Nun spielt in der Monarchie noch ein weiteres Moment eine große Rolle, das ist die persönliche Anhänglichkeit. Ein edler Monarch, der in einem Kleinstaat jedem seiner Untertanen gelegentlich von Angesicht zu Angesicht gegenübertritt, kann durch seine Persönlichkeit viele Fehler seiner Regierung wiedergutmachen. In einem Großstaat fällt das fort. Dort besteht die persönliche Anhänglichkeit schließlich nur noch zwischen dem Monarchen und dem Kreise, der mit ihm in häufige Berührung tritt. Nur Voreingenommenheit kann bestreiten, daß es kein Dynastengeschlecht gegeben hat, das durch viele vortreffliche Monarchen so mit dem Volke verwachsen war wie das Geschlecht der Hohenzollern. Sein Verhängnis war es, daß die allmähliche Umwandlung der Volksseele nicht rechtzeitig erkannt worden ist. Ein Teil der Schuld daran trifft die Kreise, die durch Geburt und Stellung dem Hofe besonders nahe standen. Sie haben nicht erkannt, oder nicht eingestehen wollen, daß das Gefühl der persönlichen Anhänglichkeit an die Monarchie allmählich nicht mehr Allgemeingut des Volkes geworden war. Das Volk aber, das kritisch geworden war, glaubte, die organische Fortentwicklung unserer Verfassung werde aus selbstsüchtigen Gründen von den Kreisen hintertrieben, die von der Monarchie persönliche Vorteile hätten. Dazu kamen mancherlei Fehler, die der letzte Kaiser gemacht hat, als er gar zu oft ohne ministerielle Deckung in die Oeffentlichkeit trat. So gingen wir in einem Zustand in den Weltkrieg, den man nur als verfassungspolitisch unausgeglichen bezeichnen kann. Der Weltkrieg endete nach beispielloser Anspannung aller Volkskräfte mit einer katastrophalen Niederlage.

Unter solchen Umständen würden alle Völker in seelischer Zermürbung, ohne kritische Prüfung der Schuldfrage, ihrer letzten Regierung die Schuld zuschieben. Der Verlierer dieses Krieges mußte unter allen Umständen seine Verfassung ändern. Wäre es Frankreich gewesen, so wäre dort vielleicht der Boden für eine neue Monarchie geackert worden.

Nun kam der Umsturz. Die Gründe und inneren Zusammenhänge sollen absichtlich unerörtert bleiben. Die Tatsache bleibt bestehen, daß keiner der Monarchen und keiner von denen, die ihnen persönlich nahe standen, mit dem Säbel in der Faust an den Stufen des Thrones gestorben ist.

Diese drei Dinge: unausgeglichene Verfassung, verlorener Krieg und widerstandsloses Weichen, mußten das monarchische Gefühl tief untergraben. Wer das leugnet, ist kein Menschenkenner.

Das arme niedergebrochene Volk stand nun ohne festen Halt einer Verfassung der bittersten Not gegenüber. Es mußte die Dinge nehmen, wie sie lagen. Die Monarchen waren fortweite Kreise des Volkes waren längst nicht mehr monarchisch gesonnen, da gab es nur die Möglichkeit, die Kräfte des Volkes auf dem Boden der Republik zu sammeln. Das gelang durch die Verfassung von Weimar überraschend schnell. Manche Fehler der Verfassung können allmählich auf verfassungsmäßigem Wege beseitigt werden.

In den ersten Monaten nach dem Zusammenbruch war die monarchistische Werbung zurückhaltend. Allmählich trat sie hervor. Und nun beginnt ihr Hauptfehler. Statt rein sachlich die Vorzüge der Monarchie hervorzuheben, begann sie diejenigen, die sich notgedrungen auf dem Boden der Republik vereinigt hatten, als treulose Schufte hinzustellen. Statt zuzugeben, daß Fehler vor, während und nach dem Kriege den monarchischen Gedanken untergraben hatten, begann sie, in den Fehlern der anderen, die doch erst die Folge waren, zu wühlen. Erst durch diese gehässige Art der monarchistischen Agitation ist die Monarchie bei uns endgültig entwurzelt. Diejenigen, die eigentlich die Totengräber der Monarchie sind, rufen heute am lautesten nach ihr. Und jetzt haben sie den Spalt zwischen Republikanern und Monarchisten so vertieft, daß eine Vereinigung, etwa auf dem Boden der an sich vortrefflichen englischen Verfassung, ganz ausgeschlossen ist.

Jeder ruhig denkende Mensch wird mit dem seit über drei Jahren in Wiesbaden sitzenden Kronprinzen menschliches Mitleid empfinden. Die einzigen, die seine Rückkehr nach Deutschland unmöglich machen, sind seine falschen Freunde.

Erfahrungen mit weiblichen Geschworenen.

Einen lebhaften Meinungsaustausch hat in England die wachsende Zahl der Fälle verursacht, in denen die Richter weiblichen Geschworenen gestattet haben, noch vor Eintritt in die Verhandlung aus der Jury auszuscheiden. Die Richter haben zur Begründung meist angegeben, die Gegenstände, die zur Verhandlung stünden, seien besonders peinlicher Natur. Einzelne Anwälte hatten Einspruch erhoben, da sie ihre Darlegungen über gewisse Punkte nicht vor einer Jury machten könnten, in der auch das weibliche Geschlecht vertreten sei. So wurde erst kürzlich wieder vor dem Obersten Gericht den weiblichen Geschworenen freigestellt, die Geschworenenbank bei Beginn der Verhandlung zu verlassen, da es sich um einen Fall handele, der besonders verwickelt und schwierig gelagert war. Selbstverständlich erheben die Vertreter der weiblichen Gleichberechtigung gegen dieses Vorgehen lebhaften Einspruch. Sie betonen, daß die Frauen nichts anderes wünschten, als ohne irgend welche Bevorzugung solcher Art ihre bürgerlichen Verpflichtungen zu erfüllen. Es sei nicht einzusehen, warum die Geschworenenlisten nicht ebenso viel Frauen wie Männer enthalten sollten, die geeignet seien, sich in verwickelten Angelegenheiten zurechtzufinden, da es doch bekannt sei, daß sich schon so manche eines unklaren Rechtsfalles verirrt habe. Es gäbe keine Gegenstände, die anzuhören für Frauen, die ihre Bürgerpflicht erfüllten, peinlich sei. Denke man doch auch nicht daran, die Männer vor solchen peinlichen Szenen zu bewahren. Es läge hier derselbe Fall vor, wie bei weiblichen Aerzten oder Studierenden der Medizin, die man ja auch nicht aus dem Grunde vom Operationstisch fernhalten könne, weil es sich um eine Operation handele, die nur für männliche Aerzte sich schicke.

Polen und Wilna

Von Max Theodor Behrmann.

(„Vossische Zeitung".)

Warschau. — Die angeblich so verwickelte und unentwirrbare europäische Staatenpolitik während der jüngsten wenigen Jahre beruht, wenn man sie genau und nüchtern betrachtet, auf einem verblüffend einfachen und sich stets wiederholenden Kunstgriff: man vollzieht zuerst einen physischen Gewaltakt und sucht dann emsiglich nach einem sittlichen Rechtstitel dafür. Von Versailles bis Wilna sehen wir immer das gleiche: mühselige und fruchtlose Versuche, menschliche Sünden zu göttlichen Wahrheiten zu stempeln. Und diese große Lüge läßt Europa nicht zur Ruhe kommen. Die machthabenden Inquisitoren des Mittelalters hätten gewißlich das damalige Europa nicht so sehr entsittlicht, wenn sie nicht bei jeder Gelegenheit heuchlerisch das „Gott will es"! hätten erschallen lassen.

Das neueste Polen verspürte einen Appetit auf Wilna. Es war dies ein klares und glattes Rechenexempel: da die neue polnische Republik über weit mehr Bajonette verfügte als sämtliche Nachbarstaaten zusammen, konnte sie sich nach dem in Versailles proklamierten Gewaltcredo in dem kraft- und herrenlos gewordenen mittleren und nachöstlichen Europa die fettesten Bissen aussuchen. Denn was dem „Völkerbunde" mit Danzig und Memel recht war, konnte Polen mit Wilna und Lida billig sein. Insoweit war alles folgerichtig und klar: eine aktive polnische Division besetzte eines Tages Wilna, ließ sich dort häuslich nieder, nahm Land und Menschen für Polen in Besitz. Es hatte — wiederum nach den seit Versailles geltenden Grundsätzen — wirklich nichts zu sagen, daß es in dem plötzlich über Nacht polnisch gewordenen Wilna eigentlich keine Polen gab, daß man sich mit der städtischen Bevölkerung nur russisch oder „jiddisch", mit der ländlichen allenfalls noch litauisch unterhalten konnte. In der Aera des wilsonisch-völkerbündischen Selbstbestimmungsrechtes pflegt man über derlei Kleinigkeiten hinwegzugehen. Und die gestrengen Völkerhändler in Paris und London brauchten dies auch nicht so genau zu wissen wie wir, die wir in nicht allzuweiter Nachbarschaft dort zu Hause sind.

Wie gesagt: so weit war alles klar und durchaus zeitgemäß. Dann beginnt aber die ebenso zeitgemäße politische Tartüfferie. Die aktive polnische Division des Generals Zeligowski wird mit einem Male zu einer „litauisch-weiß-russischen" Armee, die in ihre „Heimat" zurückgekehrt und so unsäglich lokalpatriotisch ist, daß sie den Tag nicht erwarten kann, an dem sie ihre heißgeliebte, weiß-russisch-litauische Heimat der — polnischen Republik wird ausliefern können. Die polnische Republik aber will davon nichts hören, bezeichnet ihren aktiven General vor der ganzen wissend schmunzelnden polnischen Welt als einen „Meuterer", dessen polnische — ohne ihr Wissen und Wollen gleichsam durch Regimentsbefehle zu Litauern und Weißrussen gewordene — Soldaten „als irregeleitete Söhne der polnischen Erde. Die Situation war damals für eine polnische Regierung allerdings eine recht kitzlige. Kurz zuvor hatte man mit der litauischen Regierung einen Vertrag zu Suwalki geschlossen, in dem man vorbehaltlos das Wilnaland als einen integrierenden Teil des souveränen kowno-litauischen Staates anerkannte. Aber damit nicht genug. Betrachtete Polen den bisherigen Zeligowski als meuternden General und dessen Soldaten als irregeleitete polnische Staatsangehörige, so war Zeligowskis „Rückkehr in die Heimat" Massendesertion und glatter Hochverrat. Wollte man aber Zeligowskis Soldaten wirklich als Litauer und Weißrussen ansehen, die von ihrem litauischen Heerführer, wenn auch auf dem Wege der Fahnenflucht, nach Hause zurückgebracht worden waren, so hatte Zeligowski samt seiner Division unverzüglich der Kownower litauischen Regierung den Fahneneid zu leisten, die nicht nur nach dem Vertrage mit Polen von Suwalki, sondern auch nach wiederholten Erklärungen des Völkerbundes und Botschafterrates zweifellos über das Wilnagebiet zu bestimmen hatte. Man konnte es drehen und wenden, wie man wollte — Warschau sah sich in einer ordentlichen Zwickmühle.

Da half die allzeit hilfsbereite Pariser Mehmutter mit einem bewährten Versailler Heiltränkchen: der „Volksabstimmung". Nach Oberschlesien war allerdings dieses Tränkchen etwas dumpfig und übelriechend geworden, aber zur Not konnte es noch gehen, namentlich wenn es sich, wie hier, um Fragen und Entscheidungen zweiter Garnitur handelte. Einen anderen Ausweg gab es schließlich nicht: Polen spielte das verwöhnte Nesthäkchen, und mit dem winzigen Litauen bedurfte es keinerlei Zeremonien. Es sollte also abgestimmt werden — unter der Kontrolle der Zeligowskischen Bajonette, nachdem man dort die „kontrollierende Kommission" des hoch- und doch nichtsmögenden Völkerbundes auf liebenswürdigste und deutlichste Weise hinausgeekelt hatte.

Man weiß, wie diese wohl sonderbarste aller Volksabstimmungen ausgefallen ist: bis auf einige schämige Stimmen erklärte sich das ganze russisch-litauisch-jüdische Wilnagebiet als ein waschechtes Polenland, das sich nach seinem Mutterlande brünstig sehne. Allerdings mit einem kleinen Vorbehalt: an der Abstimmung hatten nämlich weder Russen, noch Litauer, noch Juden teilgenommen — trotz aller Anstrengungen und Versprechungen der Warschauer Regisseure.

Zwei Aufzüge der Wilnaer Tragikomödie liegen nunmehr hinter uns — der erste vom 9. Oktober 1920, da General Zeligowski die, ach, zwei Seelen, die polnische und die litauisch-weiß-russische, in seiner Brust entdeckte, und der zweite, vom 20. Februar 1922, da ein zusammengetrommelter Wilnaer Sejm durch eine überaus handfertige Eskamotage das nichts weniger denn polnische Wilnagebiet plötzlich zu einem rein polnischen Lande umgestaltete. Jetzt soll der Vorhang über dem dritten und vielleicht interessantesten Akt aufgehen, der uns beweisen wird, ob sich dort vor der Welt ein folgenschweres Trauerspiel oder aber eine politisch pikante Posse abspielt.

Man möchte hier in Warschau die Geister los werden, die man vor Jahr und Tag im tändelnden Leichtsinn eines Allzufrühreifen gerufen hatte. Man möchte den fetten Wilnaer Bissen in einer Zubereitung verschlingen, die vor einer Indigestion schützte. Ueber diese Zubereitung — nicht aber die mundende Speise selbst — tobt in Warschau nicht erst seit gestern ein harter, erbitterter Kampf. Marschall Pilsudski, einer der sehr wenigen Neupolen von wirklich staatsmännischen Qualitäten, hat von vornherein eine noch am wenigsten konfliktreiche Parole ausgegeben: Föderation eines autonomen Wilnagebietes mit Polen. Die Nationaldemagogen aber, bei denen der Appetit mit dem Essen kommt, kennen keinen Kompromiß und sehen in dem über Nacht „polnisch" gewordenen Wilna nur noch eine urpolnische Wojewodschaft. Kownos Einspruch? Polen hat ungleich mehr Bajonette. Ein verstimmter Völkerbund? Man ist ja mit ihm verbündet und assoziiert und im übrigen hört ja seine Gewalt an der deutsch-polnischen Grenze auf. Eine Wilnaer Irredenta? Die vielgestaltige polnische „Defensive" wird sie schon im Zaume halten.

Und im übrigen: wozu hat man denn „geschehene Tatsachen", die heutzutage aus Unrecht Recht, aus Geraubtem Wohlerworbenes machen? Schon sitzen hier seit gestern achtzehn Abgeordnete des Wilnaer Sejms, achtzehn Vertreter des — im dortigen Sejm leider nicht vertreten — Wilnavolkes, die ihre Lande mit totem und lebendem Inventar, für ewig und vorbehaltlos" der polnischen Republik anbieten sollen. Und über ein Kurzes wird gar das Plenum der Wilnaer „Volksvertretung" in Warschaus Mauern versammelt sein, um unter Tedeum und Glockengeläute, unter Weihrauch und Fahnen die Einverleibung feierlichst kundzutun. Wer wird sich hier auf die Dauer dagegen sträuben können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, als Vaterlandsfeind und Staatsverräter verschrien zu werden? Gewiß, die politisch Reiferen und Vernünftigeren hierzulande kämpfen in dieser sehr heiklen Frage noch immer lebhaft gegen die hiesigen Ueberimperialisten. Erst vor wenigen Wochen hat Marschall Pilsudski seine eigene Person als Staatschef in die Bresche gestellt, als es galt, die nationalistischen Einverleiber Wilnas im Warschauer Sejm von übereilten Schritten und Beschlüssen, die schon damals geplant waren, zurückzuhalten. Und heute bringt ein hiesiges, dem Staatsoberhaupt nahestehendes Blatt einen Leitaufsatz, der gleichsam noch in zwölfter Stunde nachdrücklichst versucht, die Wilnaer Frage dem nicht zu sättigenden polnischen Imperialismus zu entreißen; durch Zeligowskis Vorgang vom 9. Oktober 1920 heißt es dort, sei Wilna noch keineswegs ein Bestandteil Polens geworden; die Ansicht, daß das Warschauer Parlament einfach die Beschlüsse des Wilnaer Sejms auszuführen habe, sei ein „glatter Unsinn"; Polen habe theoretisch sogar das Recht, überhaupt den Anschluß Wilnas an die polnische Republik abzulehnen; die einseitige Einverleibung würde feierlichst beweisen, daß Zeligowski seinerzeit Wilna im Auftrage Polens besetzt, und daß Polen die gesamte Wilnafrage bis heute „unter dem Zeichen der Lüge" behandelt habe. Wie man sieht, das hiesige Regierungsblatt scheut auch vor deutlichsten Worten nicht zurück, um Wasser in den nationalistischen Wein zu tun. Aber ob dies helfen wird? Die nationalistischen Parteien sind hierzulande gerade in jüngster Zeit wesentlich gewachsen, haben auch an politischem Einfluß weiter wesentlich zugenommen, mit dem die derzeitige Regierung wohl oder übel zu rechnen hat. Spricht man doch bereits von Verhandlungen hinter den Kulissen, die ihnen den Eintritt in das Kabinett ermöglichen sollen — und wird bei diesem Kuhhandel nicht gerade die Wilnafrage auf den Opferstein einer Verständigung kommen?

Gestern hat der hiesige französische Botschafter, Herr Panafieu, den polnischen Staatschef zu einer sehr langen Unterredung aufgesucht, die sich um die Wilnafrage gedreht haben soll. Die Einzelheiten der Unterhaltung zwischen dem Marschall und dem Diplomaten sind natürlich nicht bekannt geworden, aber eine Reihe von Anzeichen spricht dafür, daß der hiesige Vertreter des Herrn Poincare in deutlichster Weise die polnische Regierung vor einer glatten Einverleibung Wilnas gewarnt hat. Bisher waren es gerade die hiesigen Nationalisten, für die Frankreichs Wünsche Befehle waren, aber andererseits war auch für sie stets Frankreichs Wille nur dann absolut, wenn dieser just ihrem Willen entsprach. Wer weiß, ob die an sich doch schließlich nur kleine Wilnafrage nicht in Bälde zu einer großen allgemeinpolnischen Frage wird!

Wieder ein neues Tuberkulosemittel?

In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Medizin erstattete Dr. Courtieres Bericht über die Heilwirkung, die er durch Inhalation von Kalkstaub bei Tuberkulosekranken erzielte. Auf Grund der Wahrnehmung, daß an Kalköfen beschäftigte Arbeiter von der Tuberkulose verschont bleiben, hat sich Courtieres bemüht, eine trockene, warme, mit Kalkstaub und kohlensaurem Anhydrit gesättigte Luft zu erzeugen und diese die Kranken einatmen zu lassen. Er hat dabei angeblich in einer großen Zahl von Fällen Heilung erziel